

(Nachdruck verboten.)

18] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Am langen, blyßblau gefärbten Tisch saßen bis jetzt fünf Mitglieder des Klubs im besten Geplauder, die sich umblühten, und denen man ohne weiteres die Ueberraschung ansah, als der Vater mit dem Sohne hereintrat.

Der Buchbindermeister hatte sich für eine scherzhaftige Auffassung der ganzen Angelegenheit entschieden, mit welcher er aber wenig Anhang fand bei seinen Klubgenossen. Denn als er sagte: „Na, da is a' wieda, mein Zeorrich! . . . Ich wollte 'n Eich doch mal vorstellen, det a' heil wieda rausgekommen is, aus Tejell . . .“, da machten die sämtlichen vorhandenen Mitglieder der „Qualmtute“ ein so ausgeprochen dummes Gesicht, daß Vater und Sohn Hellwig sich am liebsten hundert Meilen weit weg gewünscht hätten.

Nur der lange Ebert, ein Schlossermeister, der stets etwas, jetzt aber vor Verlegenheit ganz fürchterlich stotterte, reichte dem jungen Manne die Hand und meinte:

„Na — d — d — die — Hauptsache — i — i — i — is, — det Se wieder — d — d — d — da sind, junger Mann! — S — S — S — Sie — Sie haben woll“

Und nun bemühte er sich, zu sagen, was Georg wohl hätte, aber ehe ihm das gelang, nahm der Tischler Martens das Wort und fing von den nächsten Reichstagswahlen zu sprechen an. Er wandte sich dabei an alle anderen, an den beiden Hellwigs sprach er geflüßentlich vorbei. Und als sei das ein Signal für die übrigen, so ließen sie sämtlich in ihrem Gespräch die beiden Hellwigs links liegen.

Bald kamen die übrigen Mitglieder des Vereins, dann wurde ein bißchen getuschelt und, wenn vielleicht im Anfang noch einer von den neuen Ankömmlingen das Wort an den alten Hellwig gerichtet hatte, nach fünf Minuten begriff auch der neue, worum es sich handelte, und schloß sich dem allgemeinen Boykott an.

Der Buchbinder blieb aus Troß, obwohl ihm sein Sohn mehrfach zugerannt hatte, sie beide oder wenigstens er wollte gehen. Schließlich wurde es dem Alten aber auch zuviel, er erhob sich von seinem Platz und sagte:

„Ich mechte mal 'n paa' Wochte reden, wenn a' villeicht zuheeren wollt, ja? . . .“

Darauf klopfte der Vorsitzende, eben jener Tischler Martens, mit dem Hauschlüssel an sein Weißbierglas und sagte sehr förmlich:

„Unsa Baieinsmitzlied, Herr Hellwig, hat's Wochtl!“
„Ja, ganz recht!“ sagte der, „also, wat ich sagen wollte! Ich bin heite 'nd hierhergekomen, in de Voraussetzung, det des hier freie, uffgeklärte Männa und keene zimperlichen ollen Zumpfern sind, mit die ich hier seit velle Jahre zusammenjesseln habel!“ . . .

Sein Sohn zog ihn am Rock, weil er die Kupflosigkeit des väterlichen Beginns vorausjah. Aber der Alte wurde nur böse.

„Aee, laß mir! . . . Ich will reden! . . . Also dadrum bin ich hergekomm'n! Un weil ich dachte, Ihr seid meine Freinde un nehmt Anteil an mir! Nicht, det Ihr mir un meine Familie noch tiefer stoßen wollt, wie sie schon is! . . .“
Er atmete tief auf und pausierte, als hoffe er immer noch, einen Anhänger und Verteidiger unter diesen Leuten zu finden. Dann fuhr er fort:

„Ihr wollt also nich?! . . . Ihr seid sone Wharissäer. wo jeder bloß Steine werfen kann, uff sein' Nächsten! . . . Na, meinswegen! . . . Denn erkläre ich hiermit, daß ich mit 'n heitigen 'nd aus 'n Baiein austrete! . . . Mit sone Leite, wie Ihr seid, will ich nisch mehr zu tun haben!“
Er erhob sich.

Ein kleiner, budliger Schneider, so gewissermaßen der Karlesin des Vereins, der stand auch auf und sagte, sich spöttisch vor seinem früheren Kollegen verbeugend:

„Bravol! . . . Bravissimo! . . . Wir bedanken uns für die Ehre! . . . Vielleicht treten Sie jetzt in den Verein zur Befreiung entlassener Strafgefangener ein, Herr Hellwig!“

Der war mit Georg schon an der Tür. Er hörte noch, wie der stotternde Schlossermeister zu seinen Gunsten sprechen wollte und überschrieen wurde. Dem Jungen war's einen Augenblick, als sollte er zurückstürzen und einen von den Kerls mit dem andern um die langen Ohren hauen. Aber der Vater hielt ihn am Arm:

„Du kommst, Georg!“

Und der Knopfdrücker, dem früher jede Autorität verhaft war, ließ sich gern leiten in dieser Stunde, wo der Vater so mit allem, woran er am meisten hing, für ihn eingetreten war.

Doch nach Hause gingen sie darum nicht.

Erst spät stiegen sie, beide berauscht und gewaltig schimpfend, ihre vier Treppen hinauf.

Den Nachtwächter, der ihnen öffnen mußte, hatte der alte Hellwig umarmt und fast weinend gerufen: „Es ist eine Schande und eine Sündel! Man erzieht seine Kinder doch nicht fürs Gefängnis!“

11.

Schon zwei Tage später stand Georg Hellwig wieder hinter seinem Balancier, dessen schwere Wurfstange in seiner Faust wie eine Feder ab und zu flog.

Es war eine kleinere Fabrik, die mit ihm nur sechs Arbeiter und etwa die doppelte Anzahl von Arbeiterinnen beschäftigte. Aber der junge Knopfdrücker, der jetzt Leben und Freiheit mit viel daßbarerem Augen ansah, jühlte sich wohl dort. Er arbeitet in Afford und ging des Sonnabends mit einem schönen Bagen Geld nach Hause, von dem er, wie einst in jüngeren Jahren, dem Vater einen Teil gab, damit der's auf die Sparkasse trüge. Die Mutter bekam ihr Kostgeld, und wenn sie, wie das bei den Frauen vorkommt, in Verlegenheit geriet und dem Vater nichts sagen wollte, so wandte sie sich an ihren Aeltesten, der immer noch eine Mark übrig hatte.

Ein paar Mal in der Woche ging Georg des Abends weg und kam erst beim Morgengrauen heim. Der Vater hatte daran auszusehen, aber Mutter Hellwig bat ihn, doch ja nichts zu sagen! . . . So ist doch einmal die Jugend! Und er selbst wird's wohl auch nicht anders gemacht haben, früher! Das bestritt der Vater natürlich, brummte am nächsten Abend, wie der Sohn kam, ein bißchen, setzte sich aber doch mit seinem Jungen zu einer Partie Sechsendsechzig oder Schafskopp. Manchmal gingen sie auch gemeinsam kneipen.

Früher war der Ael beinah' jeden Abend allein ausgegangen. Das kam nun beinah' gar nicht mehr vor. Mit den ehemaligen Freunden hatte er infolge der unangenehmen Geschichte gebrochen, und nachzugeben, dazu war er der Mann nicht!

Jetzt lebte er ganz seiner Familie, und wenn sie so zu dritt des Abends bei der kleinen Küchenlampe um den warmen Herd saßen, die Mutter Strümpfe stopfte oder Wäsche ausbesserte und die Männer rauchten und plauderten, dann kam man nach manchem Hinundher zuletzt doch immer wieder bei der armen Ella an, um die sich alle drei sorgten, und deren Verschwinden der Mutter besonders das bißchen Schlaf raubte, das die jetzt oft hüstelnde Frau sonst noch gehabt hatte.

Georg war bei Mieke Blankenstein gewesen, ohne sie selbst anzutreffen. Vom Hauswirt erfuhr er, sie sei eines schönen Morgens fortgegangen und nicht wiedergekommen. Aber nachher wäre die Kriminalpolizei dagewesen, um Hausfuchung bei ihr zu halten, und da hätte der eine von den Beamten gesagt, das Fräulein sähe in Untersuchung.

Nun wär's das einfachste gewesen, sich hinauszugeben nach Moabit, und den Untersuchungsrichter, der die Sache bearbeitete, um eine Unterredung mit dem Mädchen zu bitten. Aber davor scheute sich Georg, der dos früher ohne weiteres und sogar mit einem gewissen Interesse getan haben würde, jetzt über alle Mäßen. Die da daruhen hätten ihn ja wiedererkennen können! . . . Schon der bloße Gedanke, mit einem Polizisten zusammenzutreffen, schreckte ihn jetzt! . . . Oft lag er abends im Bett und konnte nicht einschlafen, weil er sich erst in Wut und Empörung über die erlittene Schmach

Hineindachte und schließlich von der Furcht gepeinigt wurde, morgen früh beim Aufstehen könnten wieder Polizisten in die Wohnung dringen, um ihn wegen Gott weiß welcher Sache abzuholen! . . . Nein, hinausgehen nach Moabit und dort Erkundigungen einziehen, das hätte er, der sonst so Mutige, einfach nicht fertig gebracht!

Dem Vater kam nicht einmal der Gedanke, es zu tun! Wie die meisten kleinen Leute, empfand er jede Berührung mit der Polizei oder dem Gericht als etwas Peinliches und Unsauberes. Er hatte ja nicht einmal seinen Sohn im Untersuchungsgesängnis aufgesucht! Nun gar ein Mädchen, von dem er stets gesagt hatte, sie sei nichts weiter, wie eine ganz gemeine Schneppe!

Nach dem Einwohnermeldeamt war die Mutter eines Tages hingegangen, hatte dort ihre fünfundzwanzig Pfennig auf den abgegriffenen Tisch gelegt, vor dem so Tausende von Menschen schon in allen Schattierungen der Gemütsbewegung standen, und hatte dann, nach einer Viertelstunde bangen Hoffens sich zum Gehen wenden müssen, ohne zu wissen, wo sie ihr Kind suchen sollte.

Und abends beim matten Schein des kleinen Lämpchens war sie's, die mit einem tiefen Seufzer immer wieder dahin das Gespräch lenkte, wo ihr Herz und ihre Seele ängstlich alle Stunde weilt und den geliebten Namen rief . . . „Du mußt ihr doch jutjejn,“ sagte der Vater schließlich, „sonst würde sie sich schon melden!“

Aber Georg schüttelte den Kopf, er kannte seine Schwester besser! Die war, wie er selber, betteln kam die nicht! . . . Doch sagte er das nicht, um den Vater zu schonen, dem er jetzt eine förmliche Verehrung bezeugte . . .

Ja, die Gefängnisstrafe schien den störrigen Charakter des jungen Menschen ganz umgewandelt zu haben! Seine Lust am Widerspruch schien geschwunden zu sein, als hätten die vielen einsamen Stunden in der Zelle ihn denken und sich bescheiden gelehrt. Er war verträglich und lachte viel, auch wenn er nicht mit den beiden Kleinen spielte, deren Abgott er war. Seine Gesundheit war wieder wie ehemals, er kannte keine Erschöpfung und keine Müdigkeit, und selbst dem Vater machte es Spaß, wenn er seine Hanteln und Gewichtstangen hervorholte und, nur mit leichter Hose und Tricot bekleidet, wie im Spiel die schwersten Übungen ausführte. In den Athletenverein ging Georg nicht mehr. Nach einem zaghaften Versuch, dort weiter Mitgliebig zu sein und die Klubabende zu besuchen, hatte er einen sehr steifen Brief vom Vorstand erhalten, mit einem Zeitungsausschnitt, der auf den Vogen geklebt war . . . So lange diese Sache nicht vollständig aufgeklärt wäre, müßten sie ihn bitten, fern zu bleiben!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Schicksal.

Von M. Andersen-Regö

Die Acker waren nichts als loderer Sand, aber Ole bestand sich darauf, etwas aus ihnen herauszuziehen, wenn es auch nichts weiter war als Kartoffeln. Es war wohl kein Aufhebens zu machen mit solch einem Kartoffelbau in großen Massen; die Leute schauten einen an, als habe man seine Mutter im Armenhaus. Ole aber scherte sich den Kuckuck um das Ansehen und steckte seine Taler in die Tasche. 90 Tonnen Kartoffel hatte er dies Jahr von je einer Tonne Feldes gehabt — den Anteil der Pächter, der jeden siebenten Korb betrug, abgerechnet. Es war ein recht nettes kleines Anwesen, es war schuldenfrei, und Ole war alt. Das heißt, er konnte ja noch lange Jahre leben, und Gjarta war ein Weib, das wußte, was es wollte. Bis hierher und nicht weiter! Wäre sie so eine leichte gewesen, hätten sie und Peter sich nichts anmerken zu lassen brauchen, bis Ole einmal abischoß. Aber Gjarta war eben ein ordentliches Weib!

Peter warf den Schweinekörper auf den Tenneboden und rief Gjarta, daß sie kommen und ihn ansehen möchte.

Dann setzte er sich in das Waschhaus, den Rücken an dem heißen Mauerfessel und schaute zu wie sie arbeitete.

Seine Natur verlangte nach ihr!

Es sah ihm wie Teufelspul in den Händen und forderte ihn auf, sie zu packen, daß sie schrie, aber sein Körper bebte so, daß das Zwerchfell erschüttert wurde wie bei einem nassen Hund, und immer schwerer und schwerer wurde ihm zu Mute. Stropfen aus tottraurigen Volksliedern glitten ihm durch den Sinn und brachten alles in ihm zum Steigen, höher und höher wie in einem Brunnen, der angefüllt wird. Da öffnete er ein wenig den Mund und summete, schlappend einformig, eine jener Weisen von unglücklicher Liebe:

Mein süßes Kind, ich hab Dich geliebt,
Und Du schickst mich fort von Dir!
Mit Lügen hast Du mein Herz betrübt,
So lohnst Du die Treue mir.

Als das Lied zu Ende war, merkte er an Gjartas Rücken, daß sie weinte. Er hätte gleich miteinstimmen mögen, wär's nicht der Schande wegen gewesen: eine Mannsperson und flemmen!

Der Dampf trieb unter der Decke dahin, in der Asche draußen sah eine Krähe und warnte mit schriller Stimme.

Eine neue Weise kam Peter in den Kopf, noch herzergweichender in ihrem Kummer als die vorige, weil hier der Unglückliche selbst sich die Waffe im Herzen umkehrte und die Wunde vergrößerte:

Glaub nimmer, daß ich Trauer tragen
Will um Dein ungetreues Herz!
Und wenn Dir auch die Leute sagen,
Ich trüge Leid um Dich und Schmerz:
's ist Lüge bloß und bar.
Glaub nicht ein Wort fürwahr:
Ich traure um den Schnee vom vorigen Jahr!

Gjarta kam zu ihm hin, um die Wäsche vom Mauerfessel zu holen. Sie lehnte sich an ihn, während sie das Zeug in den Eimer hob; es war eine richtige Lieblosung, so verflohen sie auch kam, und Peter kniete zusammen. Er ergriff sie am Rockfutter und legte den Kopf an ihren Schoß.

„Na, na, Peter, sei nur ruhig“, sagte sie sanft und klopfte ihm auf den Rücken. „Du zitterst ja wie ein neugeborenes Kalb. Unsere Zeit kommt wohl auch noch, wirst schon sehen.“

Er richtete sich auf und sah sie an.

„Wann soll es sein?“ fragte er kurzatmig.
Sie hatten nie zuvor, weder gemeinsam noch jeder für sich, die Sache in Erwägung gezogen, aber Gjarta wußte, was er meinte.

„Wenn gewisse Leute von der Stadt heimkommen, haben sie immer ein bißchen viel im Kopf“, sagte sie bedeutungsvoll.

„Was dann also?“ frug er, denn er wußte sich ihren Gedanken gang nicht zurechtzulegen.

„Wir können ja drüber reden, komm jetzt herein und is Dein Vesper.“ Sie ging ihm voran.

Auf dem Tische stand ein Teller mit geschnittener kalter Speise, und Peter setzte sich zum Essen, während sie umherging, Salz und Branntwein hinstellte und im Zimmer schaffte. Es begann zu dämmern. Auf dem Hals der Flasche sah ein ungefülltes gebrochenes Schnapsglas statt eines Pfropfens; es war ganz überfließert von Speiseresten aus verschiedenen Wündern. Peter goß es randvoll und führte es zum Munde.

„Du zitterst nicht mit der Hand“, sagte Gjarta bewundernd. „Nein, das überlassen wir dem Alter!“ entgegnete Peter rasch und leerte das Glas. „Ah — ein Ruß tät freilich wohl.“

„Du mit Deinen Küssen“, meinte Gjarta grinsend. „Nimm Dir lieber noch einen Rundvoll Schnaps.“

„Wann solls also werden, glaubst Du?“ fragte er kauend.

„Ich hab heut Nacht draußen die Krähe in der großen Esche dreimal schreien hören, es war wie ein böses Vorzeichen. Wer weiß, ob wir nicht Leichen hier ins Haus kriegen.“ Sie seufzte schwer.

„Also“, sagte der Knecht, sich streckend, „also komm ich um Mitternacht hier herein — mit der Art wohl?“ Der Schnaps hatte alle Tore in ihm geöffnet, und er sah sie dreist an.

„Hier in die Stube?“ Gjarta hub schier zu zittern an — „bei seinem eigenen Tisch und Bett? Rimm Dich in acht, Peter, mit dem, was Du tust und auch, was Du sagst. Man kann leichtlich zu schwabhaft werden.“

„Ach, was weiß ich“, brach Peter aus, wieder verzweifelt zusammensinkend. „Ich glaube, ich gehe zum Ufer und ertränke mich.“

„Wir können ja darüber reden“, meinte sie begütigend, während sie Licht anzündete. „Aber hüte Deinen Mund, Peter, es könnte zur Eidablegung kommen. Sprich Du mit dem Kackelosen da, so braucht man nicht zu gestehen, daß man gemeinsam Pläne gemacht hat.“

Der Knecht blickte zum Ofen hin und von da aus mit einem bewundernden Blicke auf sie. Aber sein Verstand stand stille.

„Wir könnten es insgeheim so gut zusammen haben, bis Ole einmal mit der Nase in der Luft läge; es kann ja gar nicht mehr so erschrecklich lange dauern.“ sagte er endlich. Es kam langsam, wie etwas, was gesagt werden muß, aber sonst nicht viel auf sich hat.

„So, das glaubst Du also! Ja, wenn Du nur Deinen Weg rein halten kannst, dann bist Du zufrieden, — Du hast ja auch kein Gelübnis getan. Ich aber bin ein verheiratetes Weib, und mir soll keiner nachsagen können, ich hätte Ole mit einem anderen Mannsbild das Vertuch nachsellen lassen. Daß Du weißt!“

„So zieh Du mit mir fort — über die Boge, die blaue,“ sagte er großartig, in Erinnerung irgendeines Verses.

„Ja, hinaus auf die Reise mit einem fremden Mann, während mein eigener daheim sitzt und für sich selber sorgt! Das machen ja wohl die Komödiantenspieler so, hab ich gehört. Aber Gjarta ist nicht das Weib, das Ehebruch verübt. Da wirst Du Dich besser

zu dem Zweck nach einer anderen umschauen müssen." Sie war sehr böse geworden.

"Ich kann nicht ohne Dich leben," sagte Peter schüchtern.

"Ja, das hat die Katze auch zur Maus gesagt." Sie stand auf und ging zum Fenster. "Mir scheint, wir bekommen böse Wetter zur Nacht," sagte sie, "die See macht sich so garstig und robenischwarz ist es bereits."

"Aber ich bin ihm ja nicht um ein Jota böse, wie soll ich also dazu kommen?" fragte Peter.

"Sieh zu, mit gewissen Leuten heut Abend überquer zu kommen — das lodert die Hand."

"Wie bekomme ich ihn nur auf den Hof hinaus?"

"Du bringst uns ins Unglück, Peter, mit Deinem Geschwätz!" meinte Gjata eindringlich. Sie schwiegen eine Weile, dann wandte sie sich und hub an, den Ofen anzureden:

"Wenn die Pferde in der Stadt gewesen sind, sind sie nachts immer unruhig. Da muß der Bauer aufstehen und nach ihnen sehen — ja, was weiß ich davon? Ein Ross kann ihm auf den Kopf schlagen, es geschieht ja soviel!" Sie seufzte tief.

Peter nickte bedächtig, erhob sich und zündete die Laterne an; dann ging er hinaus in die Holzlammer und setzte sich, Holzschuhe zu schneiden. Oles Tage waren gezählt, das wußte er nun. Aber es war eine nackte Tatsache, die von seiner Seite nicht die geringste Färbung erhielt. Der Befehl, daß Ole sterben müsse, stand so fest und unabwendbar vor ihm, als sei er aus Gottes höchstem Ratsschluß hervorgegangen; er selbst war nichts als ein kleines Merkzeichen dabei, war bloß einer, der unversehens hinter den Schleier der Zukunft geguckt und nichts abzuwenden vermog.

Er war voll Bewunderung für Gjata; sie war klüger als Priester und Behörde zusammen. Ob nun all diese Klugheit von dem Guten stamme, oder ob sie sich etwa dem Bösen verschrieben, wußte er nicht so recht; aber das konnte ja auch nichts helfen: seine Natur verlangte nach ihr!

Wie freilich jemand im Jorn nach einem anderen schlagen könne, ohne etwas gegen ihn zu haben, das begriff er nicht; er wußte nur bei sich selbst, daß er es nicht konnte. Und daß einer auf Ole, den guten alten Kerl, einen Groll werfen könne, das begriff er noch weniger.

Gegen Abend kam Ole Due heim. Es war Schneesturm, und er sah entsetzlich aus; aber der Humor war gut. Draußen im Flur klopfte Gjata ihm die ärgste Eisdecke ab, dann kam er herein zum Ofen und stand da und stampfte und ließ die Junge laufen, während sie ihm das Oberzeug herunterzog. "Ruh ho, ja! Schönes Wetter das! Um sein Weib zu prügeln!" und er nahm sie vergnüglih um die Mitte, und schüttelte sie, während sie ihm den Kragen abband. Gjata lachte und klopfte ihn, daß er stille stehen sollte; er war das richtige Kind!

"Und jetzt meiner Seel und Seligkeit haben sie überall auf den Strahlen badriunen Petroleumlaternen, die brennen bis elf Uhr — sie sehen sonst nichts zum schlafen," erzählte er spiß. "Da müssen wir meiner Kreuz auch bald zwischen den Kartoffeln Laternen anbringen, sonst sehen die wiederum nichts zum wachsen. — Ja, ja, sie können ja schaffen, wenn sie nur das Geld dafür haben. Es muß gewißlich zwischen den Pflastersteinen dort was wachsen, ein anderer gewahrts halt nur nicht!"

Der Knecht hatte ausgehupst und kam mit den Sachen vom Wagen herein. Gjata warf sich eifrig über die Pöde — es waren Weihnachtseinkäufe.

"Was hast Du als Draufgabe bekommen?" fragte sie.

"Den neuen Almanach und eine Flasche französischen Wein," erwiderte Ole stöhnend; er war daran, die Stiefel herunterzugehen. — "Peter, hilf mir ein wenig!"

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelmine Schröder-Devrient.

(Zur fünfzigsten Wiederkehr ihres Todestages.)

Wilhelmine Schröder-Devrient, die nun schon fünfzig Jahre tot ist, verdient, daß man ihre Gestalt und ihr Leben oft in die Erinnerung zurückruft. Sie stammte aus Hamburg, war aus Künstlerblut entsprossen. Ihre Mutter war die Schauspielerin Sophie Schröder, die erste Tragödin der deutschen Bühne, ihr Vater war der Tenorist Friedrich Schröder, und schon ihr Großvater mütterlicherseits gehörte dem Theater an. Also lag ihr die musikalische Kunst im Blute, und sie wurde früh eine der edelsten und berühmtesten Bühnenkünstlerinnen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sie war aber zugleich auch ein prächtiger Mensch. Sie hat als dramatische Sängerin mit wundervoller Stimme und wundervollem Gemüte als eine der ersten Gestalten der Bühne geschaffen, die dem Volke auch heute noch lieb sind, und sang in Musikalen Pieder, die unübertroffen zu unseren besten Schätzen zählen. Beethovens Fidelio und Webers Freischütz-Agathe, Schuberts und Schumanns Pieder, das waren die Kunstphären, in der sie lebte und in der ihre Größe erwachte.

Künstlerin durch und durch, steckte sie voller Talente, alles, was sie ansah, empfing persönliches Wesen von ihr. Längst ist ihre Stimme verklungen, früh erlosch deren Herrlichkeit, nichts als die

begeisterten Urteile sind geblieben, der Name auch ist verblaßt, denn die Generation, in deren Mitte sie stand, ist fast aus dem Kreise der Lebenden verschwunden. Aber man soll ihren Namen bewahren, nicht nur weil sie ihrer Zeit eine künstlerische Vertreterin war, auch deshalb, weil sie eine von den wenigen Frauen im zurückgebliebenen Deutschland war, die sich im Sturmjahre 1848 um eine politische Meinung kümmerten und sich auf die Seite der rebellischen Demokratie schlugen.

Zu grundehrlich war ihre Natur, als daß sie anders hätte wählen können. Die krummen Wege hatte sie nie geliebt, und Protektionshändler und -spender journalistischer und höherer Observanz, die sich ihr in Trinkgeldspekulationen darboten, schickte sie mit den verdienten klatschenden moralischen Ohrfeigen hinaus. Das Bedürfnis, in allem frei zu sein und energisch jede Fessel, die ihren inneren Menschen hemmte oder erniedrigte, abzuwerfen, führte zweimal zur Auflösung ihres Ehebündnisses, und das gerade war das Schöne an ihr, daß sie nicht nur eigenes Unglück und eigene Beleidigung schwer empfand, sondern auch Unglück, Beleidigung und Vergewaltigung jedes anderen Menschen. Sie hatte ein Gefühl für den Begriff Volk und war in Dresden, wo sie nach einem Wanderleben, das sie an alle größeren Bühnen Deutschlands, nach London, Paris, Petersburg führte, in den vierziger Jahren Mitglied der Hofoper wurde, nicht nur als Künstlerin, sondern auch wegen ihrer warmen Herzeigenschaften eine geradezu volltümliche Gestalt.

In Dresden kam sie mit Richard Wagner in Verbindung, und dieser hat später erklärt: "Die Schröder-Devrient war es, die in mir einen Enthusiasmus edlerer Bedeutung entfachte. Die entfernteste Verührung mit dieser außerordentlichen Frau traf mich elektrisch; noch lange Zeit, bis selbst auf den heutigen Tag, sah, hörte und fühlte ich sie, wenn mich der Drang zu künstlerischen Gestalten belebte." Und später fügte er hinzu: "Das ganz unvergleichliche dramatische Talent dieser Frau, die ganz unnachahmliche Harmonie und die individuelle Charakteristik ihrer Darstellungen, die ich wirklich mit leidenschaftlichen Augen und Ohren wahrnahm, erfüllte mich mit einem für meine ganze künstlerische Richtung entscheidenden Zauber. Die Möglichkeit solcher Leistungen hatte sich nun erschlossen, und, sie im Auge, bildete sich in mir eine gefehmähige Anforderung nicht nur für die musikalisch-dramatische Darstellung, sondern auch für die dichterisch-musikalische Konzeption eines Kunstwerkes aus, dem ich kaum den Namen "Oper" geben mochte." Ein schönes Denkmal, das Wagner der Sängerin gesetzt hat! Aber die Gezeierte, sonst so enthusiastisch, mochte ihm nicht auf seine neuen Kunstbahnen folgen, und doch wiederum war sie es, die zuerst aus der Frau Venus im Tannhäuser eine echte Gestalt voll sagenhaften Zaubers zu machen wußte. Wo sie schuf, schuf sie aus stärkstem Lebensgefühl heraus.

Wagner mußte 1849 aus Dresden flüchten; er hatte sich am Maiaufstande beteiligt und wurde steckbrieflich verfolgt. Man erwischte ihn glücklicherweise nicht, ihn, den Leiter der Sturmglodenarbeit so wenig wie den Barrilladenbauer Gottfried Semper. Aber an Wilhelmine Schröder-Devrient, die kein Steckbrief adelte, konnten die reaktionären Herrscher Hand anlegen. Sie war in den konservativen Kreisen schon im Jahre zuvor als rote republikanische Demokratin verschrien. Sie liebte es eben nicht, ihre Meinung zu versterden. Allerhand bezeichnende Geschichten liefen umher. Einem Kammerherrn, der sie im Jahre 1848 fragte, warum sie ein rotes Tuch trage, da doch ihr verehrter Robert Blum erschossen sei, antwortete sie schlagfertig: "Für Robert Blum trage ich rot, die Farbe meines Herzens, aber ich verspreche Ihnen, mein lieber Kammerherr, daß ich, wenn Sie gegangen werden, eine schwarze Schleife anfechten will." Am Tage der Kaiserwahl hielt sich die Künstlerin in Frankfurt a. M. in der Paulskirche auf. Schnell bildete sich ein Kreis von Bekannten aus allen Teilen Deutschlands um sie. Auf der Journalistentribüne zur Linken hatte man ihr einen Sitz verschafft. Plötzlich fragte sie nach dem Abgeordneten Detmold. Sie wollte ihn durchaus sehen. Aber Detmold, der nach der äußersten Rechten hinübergewechselt war, wollte nicht kommen. Sie bestand jedoch darauf, und als er dann kam, der kleine vermachene Mann mit dem geistreichen Gesicht und den boshaften Augen, reichete sie ihm über die Vogenbrüstung hinab die Hand und hielt ihn, als er sie nahm, fest, um ihm in der lebenswürdigsten Manier, wie im Scherz, die bittersten Dinge über den schnellen Wechsel seiner politischen Farbe und über seine Feindseligkeiten gegen frühere Gesinnungsgenossen zu sagen. Erst die Glocke des Präsidenten erlöste den Gepsinnigen aus der Klemme, in der er verlegen zappelte. In das Stammbuch ihrer Verehrerin Claire von Glumer, die ein Buch über sie geschrieben, trug sie damals mit kühnen, zollangen Buchstaben die Worte ein: "Alles fürs Volk, nichts für den Kaiser!"

Wenige Wochen darauf brach der blutige Ernst in Deutschland los. Die Künstlerin war in Dresden, als dort am Nachmittage des 4. Mai am Zeughause die ersten Opfer fielen. Von der ersten Etage eines Hauses am Altmarkt aus sah sie, wie sich plötzlich der Platz mit wildschreienden Menschenmassen füllte. Sie stürzte ans Fenster; gerade wurde eine blutende Leiche vorbeigefahren. Mit einem Schrei des Entsetzens lehnte sie sich über die Brüstung. Rachel Rachel soll sie hinuntergerufen haben. Man rief sie sofort vom Fenster zurück. Am nächsten Morgen schon verließ sie die Stadt und schrieb über diesen Augenblick: "Der Frühling hatte sich in voller Schönheit über die Erde ausgebreitet, und nie werde ich den erschütternden Eindruck vergessen, den es auf

mich machte, als ich durch die üppig blühenden Fluren fuhr, über welche der Himmel seinen hellsten Glanz ergoß, während aus der im Tale liegenden Stadt die Sturmglocken des Aufruhrs herüber-schallten." Sie wandte sich nach Heidelberg, ins aufständische Baden, und jubelte in einem Briefe, der Ende Mai geschrieben wurde: „Gerichte doch über unser ganzes armes Deutschland solche Mühe, Würde und mutige Entschlossenheit wie hier! Wehete doch über allen Fluren unseres blutenden Vaterlandes der Hauch der wahren Freiheit, des kräftigen Bewußtseins dessen, was man will und muß, wie hier — die Menschen würden alle so frei atmen, ihnen die Brust so weit werden wie mir, die ich mich unter solchen Menschen, in solcher Natur, ganz glücklich und frei fühle. . . Das Militär, das an anderen Orten dem Volke feindlich gegen-übersteht, geht hier mit dem edelsten Beispiel voran. Der Soldat fühlt hier, daß er vor allem Bürger und dann erst Soldat ist. Gestern war die Stadt erleuchtet und ich habe so viel Lichter an mein Fenster gestellt, als nur irgend anzubringen waren. Die gute Sache muß endlich doch siegen!" Der Sonnenschein der Frei-heit verging auch in Baden schnell. Wilhelmine Schröder-Devrient ging, als den badischen Aufstand das Glück verließ, in die Schweiz.

Sie hat ihren ehrlichen Enthusiasmus büßen müssen. Bei der honetten Gesellschaft galt sie bald als versemte; man zog sich von ihr zurück und brachte einen ganzen Legendenkranz schauer-licher Geschichten über die Rebellen in Umlauf. Zu dem gesell-schaftlichen Boykott kam eine gerichtliche Anklage wegen Beteili-gung am Maiaufstand. Als sie 1851 nach Dresden kam, wurde sie sofort in Untersuchungshaft genommen. Ihr Gatte, ein Herr v. Bod., stellte schleunigst Kaution, und sie ging nach Berlin. Dort erfuhr sie, daß sie auf Grund der Dresdener Anklage aus Ruß-land ausgewiesen sei. Das war insofern ein Schlag, als die Güter ihres Gatten im russischen Bivland lagen. Die Dresdener Anklage wurde bald niedergeschlagen, aber die Ausweisung aus Rußland nahm man erst nach zwei Jahren zurück.

In der Zeit der gesellschaftlichen Verfemung, die zusammen-fiel mit dem Aufgeben der Bühnentätigkeit, erhielt die Künstlerin auch von einer befreundeten Fürstin einen Ablagebrief, der den Schluß hatte: „Möge Gott Ihnen den Frieden schenken, dessen ich mich jetzt so sehr erfreue, durch das mir fast unentbehrliche Geister-Klopfen!" Die Antwort, prompt und entschieden gegeben, lautete: „Möchte Ihnen die Gnade durch Gott zuteil werden, den Geist herbeizuklopfen, der uns die eigentliche Menschenwürde verleiht." Für die Schröder-Devrient waren so ideale Worte keine schöne Phrase.

Am 26. Januar 1880 ist diese hochgesinnte Frau, 56 Jahre alt, in Koburg gestorben. Ein Granitblock auf dem Trinitatis-friedhof zu Dresden zeigt die letzte Ruhestätte an. Von schweren Kämpfen war der Rest ihres Lebens durchsetzt und getrübt. Aber sie war ein Weib, das zu kämpfen verstand. Für ihre Güte und ihr Vertrauen zu den Menschen hat sie schlimm büßen müssen, aber ihre Lebensauffassung, die den materialistischen Geist der Philosophie ihrer Zeit einjog, blieb sonnig. Die im letzten Lebens-jahrzehnt ausbrechende Sehnsucht, abermals von der Bühne herab mit ihrer Stimme zu beglücken, blieb unerfüllt, die Stimme ver-fiel und die Zeit begann eine so merkwürdig andere zu werden. Mit dem schwärmerischen Gefühlsidealismus der vormärzlichen Zeit war's zu Ende.

Der Kapitalismus als Städtebauer.

Der Kapitalismus hat erkannt, daß für ihn die Organisation stärkster Faktor der Gewinnsteigerung ist. Die Einpassung unendlich vieler Einzelteile in seine Profitmaschine hat der Großkapitalist als seine heiligste Wissenschaft längst studiert. Größte Nützlichkeit, schärfste Sparjamkeit durchdringt alles. Wir erleben es in Deutschland seit einer Reihe von Jahren, daß die Eisenindustrie auf dem Wege ist, in das luxemburger Erzgebiet umzusiedeln und so ganze Städte ent-standen zu lassen. Es soll nicht mehr zwischen Rohmaterialien, Halb-produkten und fertigen Waren ein vielfacher Transportweg liegen. Gleich an Ort und Stelle, in einem Riese-nprozess soll das Rohprodukt den gewaltigen Weg bis zur verkaufsfertigen Ware durchlaufen. Amerika ist jetzt ebenfalls dabei, eine solche Umbildung durchzumachen. Die Union besitzt die wichtigsten Rohmaterialien, Eisenerze und Kohle, nur sind die Fundstätten beider tausende von Kilometern von einander entfernt. Eines der beiden Materialien muß verschifft werden. Da das Erz sich leichter und praktischer transportieren läßt, so muß es weite Wege zurücklegen. Die ersten großen Eisen-werke sind da entstanden, wo die Kohlenruben liegen. So erwuchs in Pennsylvanien in und um Pittsburg jene gewaltige Eisen-industrie, deren Geist sich in dem Namen Carnegie verkörpert. Das Erz wird in immer größeren Mengen auf ganzen Erzklotten von den oberen Seen, dem Erzgebiet, herangeschafft. Die Verladungs-maschinen als Mittel zur Verladung des Transportweges wurden dabei selbstverständlich bis zur allerletzten Möglichkeit aus-gebaut. Ein großer Erzdamper mit 10 000 Tonnen Ladung ist in wenigen Stunden einz- oder ausgeladen.

Während sich so der Osten an die gegebenen Verhältnisse an-paßte, ging mit dem Westen eine amerikanisch fortwährende Ent-

wicklung vor sich. Die Bevölkerung vergrößerte sich sprunghaft. Chicago und Milwaukee, Indianapolis und Ohama, Denver und viele andere Städte wuchsen enorm. Die Industrie in diesen Städten ist ständig größer geworden. Aus kleinen Niederlassungen sind so große Städte entstanden, die Fabriken sind wie Pilze aus der Erde gewachsen, die Eisenbahnwege erschienen wie über Nacht entstanden. Alles Stahl und Eisen, das wichtigste „Lebensmittel“ des Kapitalis-mus, mußte dazu vom Pittsburger Distrikt transportiert werden. Das Erz mußte also erst Tausende von Kilometern weit fortgeschafft werden; das fertige Produkt wanderte dann denselben Weg wieder zurück. So mußte bei den Amerikanern der Wunsch nach einer Eisen-produktion im Westen der Alleghanies entstehen.

Amerika hat keine Zeit zu warten, bis sich eine Eisenindustrie im Seengebiet entwickelt hat, die als Bruder der von Pittsburg, die den Osten der Union versorgt, für den Westen der Vereinigten Staaten arbeitet. Erinnert es nicht an die göttliche Allgewalt der religiösen Sagen, jetzt durch ein Nachwort der Union Steel Company, des amerikanischen Stahltrustes, dort im Seendistrikt eine Eisenstadt für mehrere hunderttausend Menschen aus dem Erdboden wachsen zu lassen?! Der Kapitalismus baut sich seine eigenen Tempel. Gary soll nach dem Vorsitzenden des Trusts der neueste heißen. Der Trust streckte seine Hand aus, legte 75 Millionen Dollar, also über 300 Millionen Mark bereit, und sprach: „Hier wird eine Stadt gebaut. Sie soll fürs erste in ihren Eisenwerken 25 000 Arbeiter beschäftigen und in ihren Wohnungen hunderttausend Menschen beherbergen.“ Seit dem Tage wächst die Stadt aus dem Erdboden.

Gary liegt am Michigansee, ungefähr 20 engl. Meilen von Chicago entfernt, ist also fast ein Vorort von Chicago, es gehört aber doch zu einem anderen Staate, zu Indiana. Es ist so viel Land gekauft worden, daß die Stadt doppelt, und wenn der allmächtige Kapitalismus will, auch dreimal so groß gebaut werden kann. 1912 sollen schon mindestens 50 000 Arbeiter in den Werken beschäftigt werden. Jetzt haben schon Holz- und Halb-materialien verarbeitende Fabriken, die Lokomotivgesellschaft u. a. weiteres Land gekauft, um sich dort ebenfalls Fabriken zu erbauen, die dann ohne Zeit- und Transportverluste die vom Stahltrust ge-lieferten Produkte sofort verwerten können. Die Stadt wächst schon in ihrem Entstehen! Vor drei Jahren war dort noch grüne Heide, bald wird sich eine Fabrikstadt erheben, die in ihrer Konstruktion ihresgleichen sucht. Gary soll nicht nach und nach zur Industrie-stadt heranwachsen, winkelig und willkürlich und mit allen Nach-teilen rücksichtsloser Desorganisation. Es soll vielmehr in hygienischer Hinsicht nach den modernsten Erfahrungen gebaut werden; sogar die ästhetische Seite kann durch einen genialen Städtebaumeister — ein neuer Beruf — zu ihrem Rechte kommen. Die Wohnviertel und Arbeitskomplexe sind in der Stadt völlig von einander getrennt. Der letztere liegt direkt am See, ein Hafen ermöglicht, daß die großen Dampfer und alle Transport-schiffe, die auf den großen Seen fahren, direkt anlaufen und ihre Fracht löschen können. Für gute Eisenbahnverbindungen nach aus-wärts ist ebenfalls gesorgt. Von dem Arbeitsviertel vollständig ge-trennt und durch elektrisch betriebene Lokalbahnen verbunden, liegt das Wohnviertel. Die Gesellschaft baut nur Häuser nach dem englisch-amerikanischen Cottagestil, für eine oder zwei Familien. Die Häuser werden durch ein Abzahlungssystem allmählich den Arbeitern zu eigen gemacht. Sicher liegt gerade in diesem System für die Unter-nehmerin dieses Riesenplanes eine wichtige Grundlage ihres Betriebes überhaupt. Dadurch wird der zuziehende Arbeiter an die Scholle ge-fesselt, er wird in Zukunft Gary als seine eigentliche Vaterstadt be-trachten, wo er Wurzel gefaßt hat. Der Baustil soll bei den Häusern nicht einheitlich sein, damit keine Monotonie entsteht. Auf den beiden Seiten der Fahrstraßen, die eine Breite von achtzehn Metern haben, wird sich ein je zehn Meter breiter Streifen, auf dem Bäume ge-pflanzt werden, hinziehen, dann kommt noch ein Bürgersteig von je fünf Meter Breite hinzu. Für Licht und Luft ist also genug gesorgt. Straßenbahnen, Elektrizitätswerke, Gasanstalten, ein großes eigenes Wasserwerk bringt Gary Verkehrsmöglichkeit, Licht, Heizung und Trinkwasser. „Volksschulen“ und „höhere Schulen“ gibt es auch, alle öffentlichen Gebäude werden mitgebaut.

Aber auch hier, wo doch das modernste Industrieleben sich ent-wickeln wird, fehlt der andere Teil der modernen Kultur, die Ge-rechtigkeit, die Gleichheit. Die Wohnungsviertel sind nach billigen und teureren Gegenden gesondert, die ungelerten Arbeiter werden so alle in einem anderen Stadtteil wohnen als die geleerten und die noch höher dotierten Beamten. Und wie wird der Einfluß dieses gewaltigen Trusts auf die Gesamtheit der Arbeiter in ihrer persön-lichen Betätigung außerhalb der Arbeitszeit aussehen? Alles sind noch ungelöste Fragen. Die Welt hat zu warten, bis der Städte-bauer sein Werk vollendet hat, bis die Massen der Arbeitsbienen den Riesenbau bezogen haben, bis sich dort Arbeit und Handel in Bewegung gesetzt haben. Wer denkt bei solchen Schilderungen nicht an die Pläne der französischen Utopisten, wer denkt dabei nicht an die Zola'sche Schilderung der „Arbeit“. Eins können ja die Arbeiter aus dieser kapitalistischen Höllofenarbeit erleben, es ist möglich, ganze Städte zu bauen, nur haben die Menschen noch nicht die Macht, innerhalb ihrer Mauern die Allgemeinheit regieren zu lassen und ihr die Erfolge planmäßiger Organisation zuzuführen.